

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1959)
Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 149 bis 151

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 149 bis 151

Der Jahresbericht 1957 enthielt Hinweise auf den großen Artikel *Tag*, der bis ins Heft 149 reicht. Seither sind die Lieferungen 150—152 erschienen. Hier soll auszugsweise einiges aus den Heften 149—151 angezeigt werden, wogegen wir Heft 152 dem nächsten Bericht vorbehalten.

An *Tag* und seine Ableitungen schließen, von *Tagalt*, Zeitvertreib, bis *tügelig*, schmackhaft (dieses zur Wortfamilie von *Tuget* gehörig), eine ganze Anzahl kleinerer Gruppen an, so etwa *Däge*, der Degen, *Tägel* im Sinn von Öllämpchen usw., *Teig* und *Tigel*, *gedige* bzw. *'tige* (*e 'tigni*, d. h. geräucherte *Wurst*) usw.

Der *Täggel*, ein langsamer Mensch, ein verzärteltes Geschöpf, steht am Anfang einer nicht umfangreichen, aber formal recht bunten Gruppe; er heißt auch *Tēggel*, die Verkleinerungsformen lauten *Täggeli*, *Täggeli*, *Tēggeli*. Entsprechend erscheinen beim Verbum (mit den Bedeutungen streicheln, verzärteln; langsam machen, spielerisch hantieren) die Varianten *täggele*, *täggelle*, *töggele*, *tēggelle*, *tägggle*, *töggle*. Etwas gröber tönt *tägge* und *tögge*, (unreinlich) hantieren: *Tōgg nüd alewīl dei im Dräck inne!* sagt ein Beleg aus Appenzell, und der «Toggenburger Deklamator» Niklaus Boesch räsonniert 1892: *'s will jede dūr d'Wält mit eme g'schīde Grind, nüd blōß um de Mist ume tōgge und Bode umschlōh mit em Här(d)öpfelhōgge*. Hieher gehört wohl auch die wenig freundliche Mahnung Utz Ecksteins an seinen Gegner: «Hör du, Murnar, fürhin daacken...» (1526).

Das Schallwort *tagg*, mit *tigg* in zahlreichen spielerischen Variationen verbunden (*tigg-tag*, *tiggi-taggi*, *tiggel-täggel* usw.), begegnet natürlicherweise besonders häufig in der Kindersprache, in Versen und Reimen: *Äni äni mīne, tschori agge dīne, tschori agge tigge tagge ūs* (Anzählreim aus Wald, Kanton Zürich). Zur gleichen Sippe gehören das bekannte *Tigg-Tagg*, die Uhr, ferner

etwa das *Taggi* oder die *Tägge*, beides Bezeichnungen für die Karfreitagsklapper.

Nur aus der jüngern Sprache bezeugt ist *Daggel*, der Dachshund. Es ist nicht ausgeschlossen, daß (sprachlich) damit der ernerische *Teggel* = kleiner Hund verwandt ist. *Teggel* bedeutet auch (im übertragenen Sinn, wie *Hund*, *Sū*, *Schwīnli*) eine «kleine Winterheubürde». Anders Ursprungs, nämlich aus dem Englischen übernommen, ist dagegen der *Togg* (als *Togg III* angesetzt). Das Wort erscheint zuerst in Reisebeschreibungen: Josua Maler (1529—1599) bekam in London «vil starker und schöner englischer toggen und rüden zuo sehen, deren auch etliche so groß und schwer, daß, so man sy etwa wyt über land füeren muoß, man inen schuoh machet, damit sy die füeß nit übel zergengind.» Auch in der (Luzerner) Sage vom *Wüetishēr* tritt er auf: *De Tüerst isch e grūsli e große Hund, größer as es Chalb, de glücht imene Togg.*

Unter dem Stichwort *Togg I* ist eine formal und bedeutungsmäßig weitverzweigte Familie vereinigt. An den Anfang ist die Bedeutung «zurechtgeschnittenes Holz» gestellt: *Uf d'Togge zweie* wird aus Stein am Rhein bezeugt, und Emilie Locher gibt den Rat: *Wachs z'erst echli i d'Höchi und über d'Töggli ūs*, über die Stäbe des Gartenzaunes. Aus den Kantonen Bern und Graubünden wird die zweite Hauptbedeutung «Kuh mit charakteristisch geformten Hörnern» gemeldet, häufig übergehend in Namen: *Di Togge und di Griffe han i g'molche* (Hans Valär). Mehrheitlich mit *-ck-*, also in der Form *Tocke*, *Töckli* u. ä. erscheint das Wort im Sinn von Büschel, Bündel von Gespinst. «Unwyt Knonow zwey dockli werch, so zuosammen gebunden gsyn, inn einer stuben... verstollen» steht in den Zürcher Richtebüchern 1579. Daß sich die Bedeutung «Figur» (als Spielpuppe, als Popanz und als Gebäck) hier anschließen läßt, ist leicht einzusehen. *D's Hoi(p)t ist mier ab der Tochun g'hīt*, klagt ein Kind im Lötshental, und Zwingli schilt: «Sy gond mit dingen um glych wie die kind mit iren docken.»

Herkunfts- und bedeutungsmäßig mit *Togg I* verwandt ist *Toggel I*, häufig (zumal im Kanton Bern und angrenzenden Gebieten) als Scheltwort, in der Verkleinerungsform aber auch als Kosewort gebraucht. Auffällig ist *Toggeli*, Schmetterling (Berner Oberland), vielleicht ausgehend von der 1836 bezeugten Bedeutung «Schmetterlingspuppe», vielleicht auch ein Bindeglied zu *Toggel II*, dem *Toggeli* als dämonischem Wesen, denn «das *Doggi* ... setzt sich (auch als kleiner, weißer Schmetterling) nachts dem Menschen auf die Brust und verursacht die bekannte Angst und Beklommenheit» (Dietrich Jecklin, 1874).

Der Abschnitt über dieses *Toggeli*, *Toggli*, *Toggi* ist im Wörterbuch gegliedert in die Bedeutungsbereiche (Plag-)Geist, (Nacht-)Gespenst, Alldruck einerseits, hilfreicher, neckischer Geist, Kobold anderseits. Klar geht hervor, daß das *Toggeli* nicht etwa nur als Symbol, sondern als durchaus reale und sinnliche Vorstellung empfunden wurde: *Mi Schwester isch de furchtbar vo dem Cheibe Toggeli 'pläget worde. Und das isch de sicher, das es mier alligs g'hērt hent chu; mier hents g'hērig und rächt g'hērt im Schnē gīpsche* (Uri), obschon Renwart Cysat bereits um 1600 das «Doggkelin» als «ein Accidens und lybliche Krankheit, verursacht von schwärem melancholischem Geblüet», bezeichnet hatte. Auffassung und Deutung des *Toggeli*, seine Erscheinungsform (als *Strauhalm*, als Katze usw.), sein nächtliches Treiben und endlich die Abwehr und Überwindung des Unholds werden an zahlreichen Beispielen deutlich gemacht.

Zu der Bedeutung «Kobold» gehört der im Bernischen verbreitete Spruch zur Beibringung verlorener Gegenstände: *Toggeli Toggeli Tōrema, gi-mer was i verlore ha*; das *T.* pflegt nämlich auf Dingen zu sitzen, um sie zu verbergen: *Ich finnu's nimme, d's Toggi hocket druff*, heißt es im Wallis.

Die Herleitung von *Tūggis* aus der lateinischen Fassung des Vaterunsers (*ne nos inducas in tentationem*) wird gestützt durch einen (Freiburger) Beleg von 1545:

«Glich wie ich s (nämlich das Geld) überkummen han, so muoß es wider in ducas (verloren, zuschanden) gan.» Heute wird das Wort als Entstellung von *Tüfel* empfunden; «beim Duggis!» schimpft Uli Brägger, und 1712 wird gespottet, «wenn wir nit so ritterli gflohen wären, so wären wir gar s Dugis gsyn», bei Villmergen.

Eigentliche Hüllformen für *Tüfel* sind dagegen *Tüggel*, *Tüggeler* und *Tügger* bzw. *Teuggel* usw., die meist in formelhaftem Gebrauch erscheinen. *Pfit der Düggeler... ässe die rīche Herrelüt Frösche?* fragt entsetzt eine Landschäftlerin in Basel (1884), und Carl Spitteler läßt seinen Gustav einen «Teuggelers-Bursch» nennen.

In den vorliegenden Heften werden drei Münznamen behandelt, nämlich *Dug(g)āt*, *Dick(en)* und *Taler*. Die letztgenannten bedeuten Silbermünzen, der Dukaten aber ist aus Gold und darum wertvoll auch bei geringer Größe, wie ein (leider erst nach erfolgtem Druck des Artikels aufgetauchter) Beleg von ca. 1525 dartut: «Spreche ein gesell... wie es käme, daß der Lucerner (schilling) nit als vil gulte als der duggat, diewil er doch als (ebenso) groß wäre; seite er uff solichs, ein hübsche kleine frow gulte ouch zuo zyten mer dann etwa zwo groß.»

Von den drei genannten Bezeichnungen ist *Taler* aus der heutigen Mundart noch am besten belegt, indessen seit 1850 ohne sachliche Entsprechung, da das Wort nur vereinzelt für das (neue) 5-Franken-Stück gebraucht wird: *Zähe Halbfränkeni gä ja scho es Täli* (Maria Lauber, 1954). Recht geläufig aber ist *Taler* noch immer in (wertmäßig) unbestimmterer Bedeutung: *I wett i wār im Babebett ond d'Babe tūsig Taler hett, de lieb Gott mīni Babe wett* usw.

Echt mundartliche Formen *Dugāt*, *Dugōt(e)* uä. werden zwar noch aus verschiedenen Orten gemeldet, leben aber nurmehr in Reimen und Redensarten: *Und tāt me-n mit Dugōte vergulde, me brächt im ka frōndi Sprōch in Si(nn)*, dem ungelehrigen Schüler (Stein am Rhein). Für den oder die *Dick(e)* endlich sind nur noch Spuren mundartlicher Verwendung vorhanden.

Die (wirtschaftliche) Bedeutung der genannten Mün-

zen in der ältern Zeit läßt sich einigermaßen am Umfang der Artikel abschätzen: *Duggāt* umfaßt (mit 12 Zusammensetzungen und 3 Ableitungen) 7, *Dick(en)* (mit 9 Zusammensetzungen) 10 Spalten, *Taler* (mit gegen 80 Zusammensetzungen: *Ängels-Taler*, *Königs-Taler*, *Chetteli-*, *Chrüz-*, *Schütze-*, *Wächsel-Taler* usw.) das Vierfache. Die zahlreichen Belege mit Angaben über Münz- und Verkehrswert, über Stückelung («ganzer, halber Taler»), über Prägungsorte usw. enthalten reiches Material nicht nur zur Wort-, sondern auch zur Sachgeschichte und geben einen Begriff von der Buntheit frühern Münzwesens. Hier nur einige Beispiele: In Salats Drama vom verlorenen Sohn (1537) «fahend s an spielen; seit Rumuf: Welcher ist lustig umb ein bar dicken?» 1566 bestimmt ein Abschied, «taller, die sollen inn ordten unnd gmeinen herrschafften, da man sich bissher der allten münz gebrucht, für 17½ Costenzer bazen geben unnd genomen werden»; 1643 «brobiertt» der Zürcher Münzprüfer «ein Kurer Dugatte, so in diesem Jar geschlagen», und 1768 bestimmt das Berner Münzmandat, da «viele Louis-blancs oder 36-Batzen-Stück und Genueser Thaler oder Zweykronenstück samt ihren Bruchstücken in unsere Lande geworfen werden und ... der mehrere Theil derselben von denen Kipperen beschnitten oder sonst stark abgenutzt worden... so wollen wir von nächstkünftiger Lichtmess 1769 an alle Louis-blancs und Genueser Thaler samt allen iren Bruchstücken verboten... haben.»

Im Münznamen *Dick(en)*, einer Verkürzung aus «dicker plaphart, dicker pfennig», hat sich eine einzelne Verwendung des Adjektivs *dick* selbständig gemacht. Dieses qualifiziert nicht nur den körperlichen Umfang oder Querschnitt von Lebendigem und Leblosem, sondern auch die Konsistenz. So unterscheidet das Paar *Dicks* und *Dünns* feste und flüssige Nahrung. *Du muost d's Dicka oich brüchu, nit nummu d's Dinna*, sagt man im Wallis zum Kind, das nur die Milch aus der Schüssel löffelt und die Brothrocken liegen läßt, wogegen die Rheintaler bei ihrer Redensart *Gott sägni 's Tünn, 's Tick*

fueret sus, wohl eher an andere Getränke denken. Auch Brühen, Suppen, Breie usw. können *dick* oder *dünn* sein. *Dicki*, d. h. geronnene, *Milch* wird in ländlichen Verhältnissen z. T. noch heute als erfrischende Speise sehr geschätzt. Beim Käsen *leit* oder *tuet* der Senn die Milch *z'dicke*, sie muß *dick* werden, *dicke*. Diesen Vorgang darf man nicht durch unzeitige Eingriffe stören. Hier ist wohl der Ausgangspunkt der Redensart: *Sind stille, 's wot e Milch dicke*, womit man etwa im Solothurnischen, Luzernischen, im Freiamt und im Zürcher Oberland vor unberufenen Zuhörern warnt oder Prahlereien und Lügen quittiert. Verzögerte sich das *Dicke* (um auf das Käsen zurückzukommen), so half man im Simmental gemäß altem Volksbrauch nach, indem man eine Silbermünze in die Masse legte. Wenn es ganz ausblieb, dann konnte nur eine Hexe schuld sein. So wird 1657 in Graubünden eine Frau als Hexe bezichtigt und ihr neben andern Übeltaten nachgesagt, sie habe bewirken können, daß «die Milch nit wellen dickhen und der Raum (Rahm) sich nit wellen achen (zu *Anke* werden), sonder ober daß Kübli uß wellen.» — In zahlreichen, oft etwas burschikosen Wendungen und Redensarten drückt *dick* Tadel oder Unwillen aus. Wer es *dick* oder gar *füstdick hinder den Ore hät*, dem ist allerhand zuzutrauen. Wenn einer *eim z'dick chunt, es eim z'dick macht*, einem zu nahe tritt, sich zu viel herausnimmt, wehrt man empört ab: *Das isch (wird) mer iez efange z'dick!* — *Dick* vertritt in unsern Mundarten auch das uns fremde schriftsprachliche «*dicht*», namentlich im Sinn von gedrängt, nahe beisammen, z. B. *dicks Här*. «*Sues densae*» gibt Frisius in seinem lateinisch-deutschen Wörterbuch (Zürich 1556) wieder mit «*seuw, die dicken burst habend.*» *D's Gras ist tick, söti aber no in d'Höji wachse*, begutachtet ein Bauer seine Wiese (Avers), ein anderer meint: *D'Härdöpfel stönd im Fäld unne z'tick* (Rüdlingen, Kt. Schaffhausen). Bei einer Veranstaltung *händ d'Lüt im Sal möse tigg und tigg binenand stū, me hett chänne uf de Chöpfe laufe* (Engi, Kt. Glarus).

Als Adverb ist *dick* in der älteren Sprache der Aus-

druck für oft, häufig. «Ich han das von miner großmuoter dik gehert», schreibt Thomas Platter in seiner Lebensgeschichte. Das sog. Weiße Buch von Sarnen erzählt von Stauffachers Frau: Sie «batt inn so dick in irer heimlichkeit, das er ira seit, was sin kumber was.» Beliebt ist auch die Verbindung mit «vil»: «Wie das dieselben von Arow iro klein vich in die höltzer ze Oberendvelt nit triben sölten . . . wider denselben spruch die dikgenanten von Arow getan, vil und dick in die egenanten höltzer getriben haben» (1424). Für diese Verwendung von *dick* liegen zwar noch zahlreiche mundartliche Angaben vor, die vom Appenzellerland bis zum freiburgischen Sensebezirk und wieder zurück bis ins Prätigau reichen; aber mindestens im Mittelland ist sie heute veraltet, wenn nicht ausgestorben. Zwischenstadien dieser Entwicklung ermöglichen allerlei Wortspielereien, z. B. im obern Thurgau von der Suppe: *tigg isch si tigg, ond tigg isch si tönn*, oder die Anekdote vom Tagelöhner, der vom Kürbisbrei nur wenig aß und auf die Frage der Meisterin, ob er ihn nicht liebe, antwortet, doch, aber *nid z'tick* (zu oft); anderntags erhielt er wieder *Chörbsemues* vorgesetzt, aber diesmal ganz dünnes (Müllheim im Thurgau).

Das Verbum *tucke* oder *tücke* gehört in transitivem Gebrauch hauptsächlich der ältern Sprache an: «Do der hertzog Anses Karly verstuond, do duckt er den kopf und mocht nüt frölich sin ab dissen meren» (1530). In reflexiver Verwendung aber ist das Wort auch mundartlich gut belegt, so in Davos: *Due geid er und tückt schi hinder en große Stein*. Recht geläufig ist es auch in übertragenem Sinn: «Duck dich, laß vorübergahn, das Wetter will sin Willen han.»

Tuck III entspricht im wesentlichen dem neuhochdeutschen «Tücke» und bezeichnet als Tätigkeit einen listigen oder bösen Streich, auch eine Kriegslist, als Eigenschaft eine bösertige (oder auch nur spöttische) Gesinnung. *Die Tächteni hīn aber eniewis Tūbis* (Groll) *g'haben uber d'Stūfmueter u hī g'sinet, si welle ra īs e Tuck spile*, erzählt Maria Lauber aus Frutigen. Ein

Sprichwort des 16. Jahrhunderts sagt, der «wolff lat s har, aber (d) tück nit, lupus pilum mutat, non mentem», und von einem Appenzeller *Tokter* wird gesagt, er habe *au all de Chopf voll Töck ond lostig Grille g'cha*.

Das lateinische Wort *doctor* gewinnt im 16. Jahrhundert bei uns Heimatrecht und bezeichnet vorerst den Gebildeten, den «Akademiker», der (wie sich auch aus unserm Material ergibt) eine eigene Tracht zu tragen pflegte: «Pfüw, bist du ein doctor, treist ein rot baret, du soltst nit ein doctor sin, sonder ein süwhirt sin», schilt einer in Basel 1533. Im gleichen Jahr werden in Luzern «dem doctor für den arzenlon» 6 Kronen ausbezahlt; hier erkennt man die Ablösung des (ältern) «arzet» durch «doktor», die sich heute in umgekehrter Richtung zu wiederholen beginnt. Immerhin: *Tokter* ist bis heute die volkstümliche Bezeichnung für den Arzt geblieben: *Gānt, holet doch e Dokter, sust stirbt das Chind!* (Uri).

Daß übrigens dies die unbestrittene Hauptbedeutung des Wortes geworden ist, zeigt sich schön in den zahlreichen Zusammensetzungen (*Chrüter-, Magebölleli-, Roß-, Veh-, Wunder-Tokter* usw.) und Ableitungen (*toktere; Tokteri, Toktere* oder *Dokterne*, die Ärztin oder Arztfrau; *Tokterig; tökterle* usw.), die sich fast durchwegs auf den (ausgebildeten oder dilettantischen) Arzt und seine Tätigkeit beziehen. Daß der Arzt, und nicht zuletzt der Laienarzt, die Phantasie des Volkes stark beschäftigt, ist leicht zu verstehen. So erscheint der *Tokter* in vielen Redensarten und Sprichwörtern, in Kinderreimen, Erzählungen und Sagen, auch als typische Figur in Spiel und Brauch. *D'Dekter und d'Rappe sind d's Mänschen Umglick*, heißt es in der Urner Sagensammlung, aber Jegerlehner berichtet aus dem Wallis: «Doktor Bärtschu bestrich den Hals (eines Enthaupteten) mit einer Flüssigkeit und setzte den Kopf wieder auf.» Als Theaterfigur erscheint er schon 1529 im Spiel vom reichen Mann und dem armen Lazarus: «Der rych mann spricht zum doctor: Herr doctor, keerend flyß daran, ich förcht, ich syge kranck... Yetz besicht der doctor

den harn und spricht: Ich hab s im wasser funden, ich weiß im z helfen in kurtzen stunden . . . Der tod spricht zum doctor: Herr doctor, herr doctor, hör du mich, ich keer mich warlich nüt an dich . . . der rych mann muoß sterben . . . bschouw im s wasser oder den furtz, so muoß er sterben, das ist kurtz.»

Am Anfang der Gruppe *d-l*, *t-l* steht poetisch der Blumenname *Dālie*; nachher werden wir mit dem Artikel *Tal* gleich in eine ihrer wichtigsten Wortfamilien eingeführt.

Tal ist eines jener alten Wörter mit scheinbar so einfacher und klarer Bedeutung, daß man zuerst glaubt, darüber sei gar nichts zu sagen. Sieht man aber genauer zu, so heben sich doch einige deutlich unterscheidbare Begriffe heraus. *Tal* ist entweder eine durch Bergketten umschlossene Landschaft (wir denken da in erster Linie an unsere Alpentäler, etwa Rheinwald, Urseren, das Simmental) oder es ist (besonders von den «Bergen» aus gesehen) einfach das Land der Tiefe, die Ebene. Das sind relative Unterscheidungen, gewiß; aber sie kommen im einzelnen Fall doch deutlich heraus. Man geht 's *Tal ūf und ab* oder noch schöner 's *Tal ī und ūs*, fast wie wenn es sich um ein Haus handelte. So spricht auch der Grindelwaldner, der Lauener, Lenker usw. von seiner Heimat als von *isem Telti, ünsem Täli, ösem Teälti*. Das ist von innen gesehen; von außen her ist etwa für den Schwyzer 's *Tal* das Muotatal, sind *d'Teler* für den Bewohner des östlichen Berner Oberlandes die Lüttschinentäler.

Nehmen wir das *Tal* so als Lebensraum, dann gehören die Berge als Begrenzung eigentlich mit dazu. Stellen wir *Bärg und Tal* einander gegenüber, so vollzieht sich die genannte leise Verschiebung der Begriffe, wonach *Bärg* einfach das Hochgelegene bezeichnet (die oberen Siedlungen in einer Gemeinde: Zolliker Berg, Küsnachter Berg; im alpinen Gebiet die Alpweiden), *Tal* einfach das «Tiefeland». «Dyettikon in dem tal» heißt in einer Offnung des 15. Jhs. das Dorf Dietikon im Gegensatz zu «Oberndorf», dem heutigen Bergdieti-

kon, das vielleicht auch damals schon inoffiziell einfach *im Bärge* genannt wurde. *Bärge und Tal* ist dann auch zur festen Formel erstarrt und steht so einfach für zwei äußerste Gegensätze. Ihre Unvereinbarkeit ist gemeint in dem Sprichwort: *Bärge u(nd) Tal chöme nid z'sämen, aber d'Lüt!* Die Verbindung der Gegensätze als Grenzpunkte ergibt die Bedeutung «überall»: *Es warems Sprützerli wurti z'Bärge und z'Tal der Wax ug'mei fürdere* (M. Kuoni, Prätigau).

Zahllos sind die Orts- und Flurnamen, welche das Wort *Tal* enthalten; die Anmerkung zum Artikel führt eine große Auswahl in gewohnter Reihenfolge auf: *Tal* als einfaches Wort, als 1. Glied von Zusammensetzungen und (gegliedert nach dem im 1. Glied enthaltenen «Benennungsmotiv») als 2. Glied. Manche Namen sind sehr alt und lassen sich bis in ahd. Zeit zurückverfolgen oder müssen doch mindestens so weit zurückreichen, so vor allem die mit altdeutschen, längst ausgestorbenen Personennamen zusammengesetzten, z. B. *Grafstel* (Lindau, Kt. Zürich: 745 «in Craolfestale»), *Buebetal*, *-dal*, *Hunzetal*. Andere sind neuer, so der Name *Madranertal*, der auf die im 16. bis 18. Jh. in Uri blühende Eisenherrenfamilie Madran zurückgeht und den ältern Namen «Kärs(t)elen(tal)» verdrängt hat. Kaum über das 19. Jh. (man möchte geradezu sagen: das Biedermeier) gehen zurück die besonders in der Ostschweiz verbreiteten «romantischen» Haus- oder Hofnamen *Fridtal*, *Sunnetal*, *Wisetal*, die man in manchen Gegenden fast in jedem Dorf findet, und die meist mit dem Begriff «Tal» gar keinen Zusammenhang mehr haben: *-tal* ist da zu einem stereotypen Namenbildungselement geworden, wozu man den Ausgangspunkt in den ins Mittelalter zurückgehenden Klostersnamen wie St. Katharinental, Gnadenthal, Schönthal suchen könnte.

Von den besonders angesetzten Zusammensetzungen mit *Tal* bzw. deren Ableitungen seien kurz erwähnt der *Ämmetaler* (oder *Ämmitaler*) als Käsesorte: Zu Felix Platters Hochzeit im Jahre 1547 kam auch «herr schreiber Ruost ... von Burtolf» (*Burdlef*, Burgdorf) nach

Basel und brachte als Hochzeitsgeschenk «ein schönen Emmentaler käs mit.» Der *Guggitaler* ist eine Art Jaß, welche während des Ersten Weltkriegs in der Wirtschaft im Guggital oberhalb Zug «erfunden» worden sein soll. «Wagen-» oder «Waggental», ursprünglich als das ‚schwankende Tal‘ möglicherweise der Name des sumpfigen Bünztals um Muri — Wohlen, wurde im 15. Jh. zu einer häufig gebrauchten Bezeichnung für die neuerrichtete gemeineidgenössische Vogtei der Ämter oberhalb Bremgartens. Noch vor der Mitte des 16. Jhs. verschwindet sie wieder völlig aus den Quellen und wird ersetzt durch «Frye Ämpter», «Fry Ampt». Die innern Orte hatten nach der Zuneigung der Ämter zur Reformation, die sie als Aufruhr und Abfall betrachteten, dem Namen einen neuen, polemischen Sinn unterlegt: ‚das in seiner Haltung schwankende, wankelmütige Tal‘. Ein Lied auf die Schlacht bei Kappel hält das fest: «Die Freyen Ämpter hat man zämpft, das Waggental man s billich nembt: die Werck, die hand den Namen. Hättend sie sich ghalten an ihren Herren guet, sie dörftent sich ihr nit schämen». Damit war der Name amtlich unbrauchbar geworden: als Spitzname blieb er, verdeutlicht zu *Waggli-* und *G'wagglital*, bis in die Gegenwart erhalten.

Zur Verwandtschaft von *Tal* gehören ferner die weiblichen Ableitungen *Tale* und *Telle* mit der Bedeutung ‚Bodensenkung‘; erhalten sind sie bei uns fast nur in zahlreichen Flurnamen sowie in der Zusammensetzung *Bachtale* ‚Bach- oder Flußbett, besonders ein breites, mit Geröll angefülltes‘. Weiter gehören dazu die ablautenden Bildungen *Tole* und *Tuele/Tüele*, welche aber, dem Alphabet gemäß, erst an späterer Stelle zu behandeln sind.

Ganz anderen Ursprungs ist das längst ausgestorbene Wörtlein *tala*, auch «talig», «talang», «talend», «talen», «talest» uä. geschrieben. Es geht zurück auf mhd. *tālan*c (eigentlich *tag-lang* ‚von jetzt an den Tag hindurch‘); in unsern ältesten Zeugnissen aus dem 15. Jh. ist die Bedeutung etwa mit ‚nunmehr, fortan, noch‘ zu umschreiben, doch steht sie schon an der Grenze zu einem fast nicht mehr übersetzbaren sog. Füll- oder Flickwort. Da

sagt etwa eine Frau zu einem Fluchenden: «Wenn were diner bösen, schalkhafftigen worten tallend gnuog»? Der Basler J. J. Spreng (1699—1768) kannte das Wort offenbar noch aus der lebenden Mundart in Wendungen wie «Ich bin talig so gut als du»; ‚immer noch‘, könnte man hier übersetzen. Dann aber schlägt die Bedeutung ins Negative um; «tala» wird zum Verneinungswort. Die Bedeutungsverschiebung läßt sich an verschiedenen «janusköpfigen», so oder so auffaßbaren Belegen gleichsam im Werden beobachten. Da sprach z. B. A zu B: «,Swig!‘ Da antwürt er im: ‚Ich geswig dir tala.‘ Des zuckt der A. sin fust und wolt inn slahen.» (1406, Zürich). Da könnte unser Wort zunächst noch bedeutet haben ‚alsbald‘. Aber gemeint war es und verstanden wurde es offensichtlich nicht mehr im eigentlichen Sinn, sondern ironisch, wie wenn wir heute etwa sagten: *Ja, ja, i schwige grad*, und dazu denken: *Chasch der ibilde!* Schließlich kommt dann «tala» zur eindeutigen, unzweifelhaften Bedeutung ‚nicht‘ oder ‚nicht mehr‘: N. ist einem andern etwas schuldig; «also redte der stubenmeister zuo im, daz er inn bezalte; dem antwurte er: Ich hab es wol, es wirt im aber tallag.» (1461, Zürich).

Tāl, meist aber Täle (bzw. *Tēle*, *Tiele*) heißt in den westlichsten Mundarten (Bern, Freiburg und Wallis, dazu das Entlebuch und Teile von Solothurn sowie die Walserkolonien Graubündens) die Föhre oder Kiefer. Das Wort ist vor allem wegen seiner Verbreitung und Geschichte beachtenswert. Es findet sich auch jenseits der Sprachgrenze in frankoprovenzalischen Mundarten; volksfranzösisch lautet es *la daille*. Es gehört zu den «Alpenwörtern» vorgermanischen und vorromanischen, wohl keltischen Ursprungs.

Täll, der Name des Meisterschützen und Helden der Urschweizer Befreiungsgeschichte, forderte seinen Platz im Wörterbuch (das ja kein Namenbuch ist) wegen allerhand Redensarten. Man sagt, vor allem in der Inner-schweiz, nicht nur *er cha schieße wie-n-e Täll*, sondern auch *er chund wie-n-e Täll* (stramm), ja sogar *er list, schrībt wie-n-e Täll* (der Urner Bergler ums Jahr 1300

konnte es zwar kaum!), und aus Zürich wird noch darüber hinaus Anwendung auf Sachen bezeugt: etwas Solides *hebt wie-n-en Täll*. Über den Bereich des Personennamens hinausgetreten ist *Täll* aber auch in dem Begriff der «drei Tellen», worunter in der volkstümlichen Überlieferung die drei Schwurgenossen auf dem Rütli verstanden wurden: Werner Stauffacher, Erni (Arnold) an der Halden aus dem Melchtal und aus Uri je nachdem Walter Fürst oder aber Wilhelm Tell selber. Sie schlafen nach der Sage in einer Höhle und werden dereinst wiederkommen, das Vaterland zu retten. — Über die Herkunft des Namens ließ sich so wenig etwas Sicheres und Zwingendes ausmachen, wie die Historiker sich darüber einig werden, ob Tell gelebt habe oder eine Sagen-gestalt sei. Unter drei oder vier erwägenswerten Etymologien dürfte die Anknüpfung an den im 8. Jh. gerade aus der Schweiz und deren nächster Nachbarschaft bezeugten Personennamen *Tal(l)o*, *Tel(l)o* doch wohl am meisten für sich haben, der auch in einer Reihe von Ortsnamen weiter lebt, z. B. Dällikon, Delsberg, *Tällwil* (amtlich «Talwil», Gemeinde Oberwil bei Büren an der Aare), Dallenwil in Nidwalden und Thalwil am Zürichsee (beide im 12. Jh. Tellewilare). Sehr alt und seit ihrem ältesten Zeugnis im «Weissen Buch» von Sarnen fest in die Tellerzählung eingebaut ist eine andere Deutung: «Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell», lautet die Antwort des Schützen an den Landvogt in der endgültigen Form, die ihr Schiller gegeben hat. Das weist auf *Täll* als den Toren, den Einfältigen, Naiven, Unüberlegten. Ein Wort *Täll* mit dieser Bedeutung ist zwar nur sehr schwach und erst aus dem Ende des 18. Jhs. belegt, doch läßt es sich anknüpfen an das Verbum *tale(n)*, sich ungeschickt, ohne Eifer betätigen; gedankenlos umherlaufen; langsam und schwerfällig sprechen, langfädig und langweilig schwatzen'. Die beiden Herleitungen schließen sich übrigens nicht aus: Es könnte wohl ein alter Personenne nachträglich mit *tale(n)* in Verbindung gebracht worden sein, sogar als (keineswegs einfältige) Entschuldigung des Meisterschützen selbst.

Auf *Täll I* (Tor, Einfältiger) und *Täll II* (Name des Schützen) folgen noch *Täll III* ‚Klaps, Schlag auf den Hintern‘ mit dem Verbum *tälle(n)* ‚schlagen‘, sowie das weibliche *Täll IV*, die seit den ältesten «Tellbüchern» gegen Ende des 14. Jhs. belegte westschweizerdeutsche, vor allem bernische Bezeichnung für die Steuer; ein Lehnwort aus dem Welschen: französisch *la taille*, mittellateinisch *tallia*.